GEORG GASSER

EINLEITUNG:
ZUM VERHÄLTNIS VON PERSONALER IDENTITÄT UND PRAKTISCHER RATIONALITÄT

DER AUSGANGSPUNKT

Wir nehmen im Normalfall an, mit uns selbst durch die Zeit hindurch identisch zu sein. Diese Annahme zeigt sich in verschiedenen Einstellungen und lebensweltlichen Vollzügen: Wenn Hans sich freut, einen guten Freund nach Jahren wiederzusehen, so geht er davon aus, dass sein Freund trotz aller physischer und psychischer Veränderungen dieselbe Person ist. Eine ähnliche Annahme liegt Annas religiöser Hoffnung zugrunde, nach dem Tod aufzuerstehen. Wenn Josef aufgrund eines Verbrechens verurteilt wird, das er vor 15 Jahren begangen hat, so schicht dies unter der Annahme, dass moralische Verantwortung mit personaler Identität einhergeht. Wenn David jetzt große Opfer auf sich nimmt, um später für seine Entbehrungen entschädigt zu werden, so tut er dies aufgrund der Überzeugung, dass er es sein wird, der entschädigt wird und nicht ein anderer. Wenn ich an meinem zukünftigen Wohlergehen mehr interessiert bin als am Wohlergehen anderer Personen, so geht diese Einstellung mit der Annahme einher, dass ich in der Zukunft existieren werde und dass gewisse zukünftige Erfahrungen meine und nicht die einer anderen Person sein werden.

Diese Beispiele zeigen, dass verschiedene Einstellungen, die unser Verhalten sowohl zu uns selbst als auch in unseren zwischenmenschlichen Beziehungen prägen, wie moralische Verantwortung, die Aussicht auf Entschädigung, die religiöse Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod oder die Sorge um unser eigenes Wohlbefinden, die Annahme voraussetzen, dass menschliche Personen mit sich selbst durch die Zeit hindurch identisch sind.

Wer sich mit der aktuellen metaphysischen Debatte personaler Identität befasst, stellt fest, dass häufig auf die Bedeutung metaphysischer Sachverhalte für die Begründung praktischer Vollzüge wie der oben genannten hingewiesen wird. Die Metaphysik, so besagt die These, sei deswegen
von großer Relevanz, weil sie unsere Praxis begründen und Antworten für ethische Fragestellungen bereitstellen kann. Es müsste die richtige metaphysische Theorie unserer Identität gefunden werden und entsprechend dieser Theorie können unsere praktischen Vollzüge entweder als gerechtfertigt angesehen oder aber revidiert werden.

In dieser Einleitung wird die Frage nach dem genauen Verhältnis zwischen der Identitätsdebatte in der Metaphysik und unseren praktischen Vollzügen explizit thematisiert. Genauer gesagt geht es um die Frage, wie der angenommene Rechtfertigungszusammenhang zu verstehen ist und welchen Einfluss metaphysische Überlegungen auf unsere lebensweltlichen Vollzüge haben.


MENSCHLICHE PERSISTENZ UND PERSONALE IDENTITÄT

In der aktuellen Debatte zu personaler Identität wird häufig zwischen „menschlicher Persistenz“ und „personaler Identität“ unterschieden.

---

1 Exemplarisch für diesen angenommenen Zusammenhang ist z. B. der Titel Human Identity and Bioethics von David DeGrazia.


When you lapse into a persistent vegetative state, the human animal asso- ciated with you appears to survive. There is still a living human animal there even after your psychological features have been completely and ir- revocably destroyed; your life-sustaining functions were never disrupted. [...] Hence, the animal that survives the loss of its mental properties is you, if you are an animal, and so you can persist without psychological continuity. ²

Eine metaphysische Deutung unter animalistischen Vorzeichen erscheint nicht unplausibel – schließlich lässt sich kaum leugnen, dass wir als Indi- viduen der Spezies Homo sapiens sapiens biologische Wesen sind. Neben dieser Intuition sprechen auch verschiedene theoretische Gründe für eine animalistische Deutung, auf welche hier aber nicht eingegangen werden.


Diese Deutung dürfte vielen als kontra-intuitiv erscheinen. Wir sind geneigt anzunehmen, dass unsere Identität durch die Zeit an unser psy-


A final major challenge to the biological view is the charge that it is a purely metaphysical view that fits poorly with our practical concerns. This charge is most likely to be advanced by someone who believes that the psychological view captures our practical interests especially well [...].

De Grazia gesteht also durchaus ein, dass es naheliegend ist, einen direkten Begründungszusammenhang zwischen den zur Diskussion stehenden praktischen Vollzügen und psychologischer Kontinuität anzunehmen, während ein funktionierender biologischer Organismus nur insofern in den Blick kommt, als er eine notwendige Voraussetzung für unser psychologisches Leben darstellt. Biologische Kontinuität begründet unsere praktischen Vollzüge nicht; es kann höchstens die Tatsache, dass psychologische Kontinuität in dieser Welt einen funktionierenden Körper erfordert, für einen indirekten Begründungszusammenhang zwischen dem Organismus und praktischen Vollzügen herangezogen werden.

In zahlreichen Gedankenexperimenten zur Identitätsdebatte wird diese Verknüpfung zwischen einem funktionierenden Organismus und unserem psychologischen Leben aber gezielt aufgelöst, um isoliert die Frage betrachten zu können, was wir für unsere Existenz in der Zeit als entscheidend ansehen. Und hier scheint psychologischer Kontinuität eindeutig der Vorzug gegenüber biologischer Kontinuität gegeben zu werden. Die Aussicht, den eigenen Körper zu verlieren unter dem Beibehalten unseres psychologischen Lebens scheint wünschenswerter zu sein als die Aus-

sicht, den eigenen Körper zu behalten, aber das psychologische Leben gänzlich zu verlieren. Wir scheinen personaler Identität gegenüber menschlicher Persistenz den Vorzug zu geben.


Yes, we would tend to identify with the transplanted cerebrum or the individual who acquires that cerebrum, but that doesn’t show that we would be identical with it or her. Because we identify so strongly with our mental lives, considering them so important, we identify with – and would even like to be – whoever has (what was originally) our cerebrum. But let’s not conflate metaphysics and value.\(^7\)

Das Fazit dieser Überlegungen ist, dass personale Identität und numerische Identität nicht notwendigerweise Hand in Hand gehen müssen. Im Normalfall fallen personale und numerische Identität zusammen, da sich in unserer Welt menschliche Organismen zu den Zeitpunkten ihrer Existenz, in welchen sie die entsprechenden kognitiven Fähigkeiten für personale Identität ausgebildet haben, nicht mehr teilen bzw. fusionieren. Gedankenexperimente wie jenes der Gehirntransplantation zeigen allerdings auf, dass dies nicht so sein muss. Im Gedankenexperiment existiert die Person „Sabine“ sozusagen über zwei Organismen „verteilt“, bzw. anders ausgedrückt kann davon gesprochen werden, dass der Organismus

\(^7\) DeGrazia (2005): S. 73.

PERSONALE IDENTITÄT ALS PSYCHOLOGISCHE KONTINUITÄT


Die zweite Relation ist psychologische Kontinuität. Diese besteht dann, wenn zwischen Sabine vor und Sabine nach dem Unfall überlappende Ketten genügend starker direkter psychologischer Verknüpfungen

---

8 Siehe dazu auch Olson (1997): S. 70ff.
gegeben sind. Die Deutung personaler Identität als psychologische Kontinuität erlaubt es Parfit, unser Fortbestehen in der Zeit graduell zu deuten. Personale Identität muss folglich im Gegensatz zu numerischer Identität nicht transitiv sein. Es kann der Fall eintreten, dass zwischen Sabine zu $t_1$ und Sabine zu $t_2$ zwar genügend starke direkte psychologische Verknüpfungen gegeben sind, und ebenso zwischen Sabine zu $t_2$ und Sabine zu $t_3$, aber nicht mehr zwischen Sabine zu $t_1$ und Sabine zu $t_3$. Eine eindeutige Antwort auf die Frage, ob Sabine zu $t_1$ dieselbe Person ist wie Sabine zu $t_3$, lässt sich dann nicht mehr geben$^{11}$ – es sei denn, es gibt einen objektiven, identitätsbewahrenden Schwellenwert, der über das Vorliegen von strikter personaler Identität und Nicht-Identität entscheidet. Ob es einen solchen objektiven Stellenwert geben könnte und ob die Schwierigkeit ihn zu finden nur epistemischer Art ist, diskutiere ich an dieser Stelle nicht. Wenn es aber einen solchen Schwellenwert nicht gibt, so wird personale Identität letzten Endes zu einer Frage konventioneller Festlegung. Es gibt dann keine metaphysische Tatsache, die in jedem Fall eine eindeutige Ja/Nein-Antwort in Bezug auf personale Identität zulässt.

Eine konventionelle Lösung kann vermieden werden, indem man annimmt, dass unser psychologisches Leben in einem zugrundeliegenden einheitlichen Subjekt begründet ist, und daher personale Identität und numerische Identität zusammenfallen. Laut Parfit gibt es allerdings keine guten Gründe für die Annahme solcher Entitäten als Träger unseres einheitlichen Bewusstseinsstroms$^{12}$, weder unter theoretischer Rücksicht, noch im Hinblick auf praktische Überlegungen. Eine reduktionistische Deutung des vorliegenden Falls reicht vollkommen aus: Die Einheit des Bewusstseinsstroms besteht schlicht und einfach in einem „single state of awareness of these various experiences“$^{13}$. Und Parfit fährt fort:

This unity does not need a deep explanation. It is simply a fact that several experiences can be co-conscious, or be the objects of a single state of awareness.$^{14}$

Für Parfit muss weder eine zugrunde liegende Entität angenommen werden, welche die Einheit unseres Bewusstseins erzeugt, noch findet sich


im Bewusstsein selbst ein einheitsstiftendes Element. Was es gibt sind verschiedene Erfahrungen, die zusammen auftreten und gemeinsam den Zustand eines einheitlichen Bewusstseinsfelds bilden. Parfit schreibt:

We believe the existence of a person to involve nothing more than the occurrence of interrelated mental and physical events.\(^{15}\)

Personale Identität besteht also in den Verknüpfungen, die sich zwischen den einzelnen Erfahrungen ergeben, und den sich überlappenden Ketten zwischen diesen Verknüpfungen. Wir können folglich die Teilung eines Bewusstseinsstroms so beschreiben, dass sie nicht das Ende der betroffenen Person darstellt. Vielmehr steht die betroffene Person mit beiden durch die Teilung resultierenden Personen in einer Kontinuitätsrelation. Die Frage nach numerischer Identität lässt sich in einem solchen Szenario nicht mehr beantworten, da es keine zusätzliche metaphysische Tatsache gibt, welche eine eindeutige Antwort zulassen würde. Eine solche Antwort ist aber auch nicht weiter von Bedeutung. Was zählt ist das Überleben der betroffenen Person, und dieses vermag die Kontinuitätsrelation zu leisten: Kontinuität zu zwei Nachfolgern ist nicht als Tod, sondern als doppelter Überlebenserfolg der betroffenen Person zu werten.

Parfit gesteht zu, dass diese Einsicht auf den ersten Blick kontra-intuitiv erscheinen mag; sie sollte uns aber nicht in die Irre führen. Das beschriebene Teilungsszenario wirkt irritierend, weil Teilungen menschlicher Personen im Normalfall nicht vorkommen. Uns ist Überleben in einfacher, nicht aber in zweifacher Form vertraut. Das Teilungsszenario macht aber deutlich, dass psychologische Kontinuität in einfacher und in verzweigter Form auftreten kann. Unsere Alltagsausschlagung von personaler Identität erweist sich als ungeteilte psychologische Kontinuitätsrelation, nicht aber als numerische Identitätsrelation, für welche Teilungen ausgeschlossen sind.

Diese Einsicht hat für Parfit unmittelbare Auswirkungen auf unsere praktischen Lebensvollzüge. Sie trägt z. B. dazu bei, die eigene Existenz gelassener zu sehen, als wir im Allgemeinen geneigt sind. Parfit bekennt:

memory, or in the carrying out of an earlier intention. [...] My death will break the more direct relations between my present experiences and future experiences, but it will not break various other relations. This is all there is to the fact that there will be no one living who will be me. Now that I have seen this, my death seems to me less bad.\textsuperscript{16}

Personale Identität verstanden als psychologische Kontinuität wirkt sich auch auf andere lebensweltliche Einstellungen aus, wie etwa auf das besondere Interesse an der eigenen Zukunft oder auf moralische Verantwortung. Wenn nämlich zwischen den jetzigen und zukünftigen Erfahrungen eine Kontinuitätsrelation besteht, so stellt sich die Frage, ob unser besonderes Interesse an zukünftigen Erfahrungen nicht abnimmt oder ob wir uns moralisch nicht mehr so sehr für Handlungen verantwortlich fühlen, die weit in der Vergangenheit liegen und einem „vergangenen Selbst“ zuzuschreiben sind.

Eine extremere Position besagt sogar, dass diese Einstellungen nicht nur in geminderter Form, sondern überhaupt nicht mehr begründet werden können, wenn keine numerische Identität vorliegt.\textsuperscript{17} Dieser Position liegt die Intuition zugrunde, dass die oben genannten Einstellungen eine klare Unterscheidung zwischen sich selbst und anderen Personen voraussetzen. Durch eine psychologische Kontinuitätstheorie wird die Grenze zwischen sich selbst und anderen aber durchlässig und fließend. Wenn es letzten Endes nur Abfolgen gemeinsam auftretender Bewusstseinszustände gibt, die miteinander auf stärkere oder schwächere Weise verbunden sind und zueinander eine größere oder weniger große Ähnlichkeit aufweisen, so wird die Unterscheidung zwischen „ich zu sein“ und „so wie ich zu sein“ bzw. „mir ähnlich zu sein“ eingeebnet. Die Grenze zwischen „meinen Erfahrungen“ und „den meinen sehr ähnlichen Erfahrungen“ verschwimmt, da es stricto sensu keine Subjekte gibt, denen eindeutig gewisse Erfahrungen als die ihren zugesprochen werden können.

Bei Parfit wird diese Konsequenz besonders deutlich, da er offen für eine bestimmte Revision unsere Alltagsintuitionen vor dem Hintergrund seiner psychologischen Kontinuitätstheorie eintritt. Er betont:

It becomes more plausible, when thinking morally, to focus less upon the person, the subject of experiences, and instead to focus more upon the experiences themselves. It becomes more plausible to claim that, just as we are right to ignore whether people come from the same or different nati-


\textsuperscript{17} Parfit (1984): S. 307ff. spricht vom „extreme claim“. 


PERSONALE IDENTITÄT ALS NARRATIVE IDENTITÄT

Die beiden bisher dargelegten Theorieansätze gehen von der Frage aus, unter welchen metaphysischen Bedingungen von unserer Identität bzw. von der Identität menschlicher Personen gesprochen werden kann. Diese Fragestellung behandelt ihren Untersuchungsgegenstand unter rein theo-

---

retischer Rücksicht, während menschliche Personen als Akteure ihres eigenen Lebens nicht weiter in den Blick kommen. Unsere Identität kann allerdings nicht nur als Gegenstand einer theoretischen Untersuchung verstanden werden, sondern auch als Ergebnis einer aktiven Lebensgestaltung durch ein handelndes Subjekt.

Marya Schechtman greift auf diese beiden Verwendungsweisen zurück und schlägt vor, zwischen zwei verschiedenen Fragestellungen zu unterscheiden: der Re-Identifizierungsfrage und der Charakterisierungsfrage.19 In der metaphysischen Debatte herrscht die erste Frage vor: Es wird nach den notwendigen und hinreichenden Bedingungen unserer Identität gesucht. Diese Frage lässt sich als Spezifizierung der allgemeinen metaphysischen Frage verstehen, unter welchen Bedingungen Entität x zu t₁ mit Entität y zu t₂ identisch ist bzw. welche Veränderungen das Ende der Existenz einer Entität bedeuten. Wird nach der diachronen Identität von Personen gefragt, so sind die Untersuchungsgegenstände eben nicht Tische, Autos, Universitäten, Tannen, Hunde oder Regenwürmer, sondern menschliche Personen.

Rückt allerdings der Subjekt- und Handlungscharakter menschlicher Personen in den Vordergrund, dann werden jene Fragen virulent, die unsere praktischen Vollzüge und unser Selbstverständnis als individuelle Person betreffen, also Fragen bezüglich unserer persönlichen Interessen, unserer moralischen Verantwortung und unserer Lebensziele. In diesem Kontext ist die Charakterisierungsfrage angesiedelt. Es geht um die Frage, was eine gewisse Handlung, Überzeugung oder Charaktereigenschaft zur Handlung, Überzeugung oder Charaktereigenschaft einer specifischen Person macht, d. h. inwiefern sie Ausdruck der Persönlichkeit der betreffenden Person ist.

Die Charakterisierungsfrage bezieht sich auf die Identität handelnder Personen und fragt danach, was für die Identität dieser Person als charakteristisch anzusehen ist. Identität ergibt sich nicht einfach aus einer kausalen Abfolge mentaler Zustände, sondern konstituiert sich vielmehr durch die betreffende Person, welche ihre einzelnen Absichten, Überzeugungen, Wünsche und Handlungen zu einer strukturierten Einheit zusammenführt. Ein solcher Konstitutionsprozess ereignet sich also nicht einfach. Vielmehr werden die mentalen Zustände, aus welchen er besteht, von einer Person als die ihren angeeignet.

Personen lassen sich also unter theoretischer und praktischer Rücksicht betrachten. Je nach vorliegendem Fall und entsprechender Interessenslage

rückt die eine oder andere Frage in den Vordergrund. Wenn z. B. moralische Verantwortung im Vordergrund steht, so können wir danach fragen, ob eine Person im alkoholisierten Zustand noch für ihre Handlungen verantwortlich gemacht werden kann. Die Re-Identifizierungsfrage interessiert uns in diesem Fall nur bedingt. Es gilt natürlich zuerst einmal festzustellen, ob der Autofahrer im alkoholisierten Zustand identisch mit der Person ist, die mit Kopfschmerzen am nächsten Morgen aufwacht. Die Beantwortung der Re-Identifizierungsfrage fällt uns normalerweise nicht schwer, da wir meist ohne Probleme eine Person zu \( t_1 \) und eine Person zu \( t_2 \) aus dieselbe Entität identifizieren können (vorausgesetzt, wir sehen uns keinen Teilungsszenarien gegenüber). Was uns im vorliegenden Fall interessiert, ist besonders die Frage, ob die vollzogenen Handlungen wirklich dem Charakter des Handelnden entsprechen und für ihn typisch sind, d. h. ob sie sich in sein sonstiges System persönlicher Überzeugungen, Wünsche und Werte einfügen lassen oder ob sie eine Art Fremdkörper darstellen. Die Beantwortung dieser Frage kann für die Bewertung des vorliegenden Falls durchaus relevant sein, da es einen Unterschied macht, ob es sich um die Tat eines unverbesserlichen Wiederholungstäters handelt oder um einen unglücklichen „Ausrutscher“, der zu diesem Akteur nicht passt.

Der von Schechtman propagierte narrative Ansatz weist auf den ersten Blick eine gewisse Nähe zur psychologischen Identitätstheorie auf. Es gilt allerdings wesentliche Unterschiede zu berücksichtigen. Das psychologische Leben einer Person steht zwar im Mittelpunkt des narrativen Ansatzes, allerdings wird personale Identität nicht als Abfolge mentaler Zustände und ihrer Verknüpfungen zueinander gedeutet, sondern als eine strukturierte Einheit, welche auf die Konstitutionsleistung der handelnden Person zurückgeht. Nicht der passive Ablauf mentaler Zustände, sondern die aktive Aneignung und Integration derselben in unser Selbstverständnis, ist der Schlüssel für ein angemessenes Verstehen personaler Identität. Deutlicher Ausdruck dieses Aneignungs- und Integrationsprozesses ist das Entstehen einer Lebensgeschichte, die ausdrückt, wie wir uns im Licht unserer Erfahrungen verstehen, bzw. wer wir sind und sein wollen. DeGrazia schreibt diesbezüglich:

"Another way to capture how we value psychological continuity is to think in terms of our self-narratives or inner stories. Each of us has a mental autobiography, an extremely detailed story of what we have experienced and done [...]. This autobiography is not a mere listing of personal events and intentions. The story is richly colored by a sense of one's own beliefs, desires, values, and character – which affects which events are remembered and how they are remembered, make sense of and even help determi-"
Personale Identität hängt also davon ab, inwiefern wir unsere mentalen Zustände als unsere eigenen akzeptieren und als Teil unserer Lebensgeschichte ansehen. Als handelnde Personen haben wir nicht einfach ein Leben, das sich in einer kausalen Reihe körperlicher und mentaler Zustände erschöpft, sondern wir führen unser Leben, das sich in unserer Lebensgeschichte widerspiegelt. Personale Identität ist somit in seiner ausgeprägten Form als eine Art autobiographische Erzählung zu verstehen, in welcher unsere selbstbestimmten Wünsche, Absichten und Handlungen wesentliche Elemente darstellen.


Irreversible loss of consciousness is clearly much more like nonexistence than addiction is. I do want to claim, however, that these two conditions are points on a continuum. That what the addict, prisoner of war, or abused spouse is being robbed of is, in a very real sense, his or her life. […]

---

21 Es sei darauf hingewiesen, dass wir solche Informationen auch verwenden, um den Grad an moralischer Verantwortung für unser Handeln zu eruieren, wie obiges Beispiel vom betrunkenen Autofahrer deutlich macht.
Vor dem Hintergrund eines auf diese Weise psychologisch gefassten Verständnisses personaler Identität lässt sich davon sprechen, dass jemand, der vor langer Zeit ein Verbrechen begangen hat, dieses aber nicht mehr in sein narratives Selbstverständnis einordnen kann, nur mehr in geminderter Form mit dem Verbrecher identisch ist. Und jemand, der aufgrund einer schweren Demenz unfähig ist, ein narratives Selbstverständnis zu entwickeln, kann kaum ein besonderes Interesse für die eigene Zukunft entwickeln oder eine angemessene Entschädigung für vergangene Entbehrungen erhalten. Sowohl die vergangenen Entbehrungen, als auch das Interesse an der Zukunft sind nicht konzeptionell mit dem aktuellen Leben des betroffenen Individuums verknüpft, da es nicht (mehr) in der Lage ist, eine einheitliche Lebensgeschichte zu entwerfen. Zu fragen wäre an dieser Stelle, inwieweit ein solches Verständnis personaler Identität letzten Endes in eine konstruktivistische Theorie der menschlichen Person i. d. S. mündet, dass Person-Sein als narratives Konstrukt aufzufassen ist, das sich erst ab einer genügend komplexen Erzählung selbst konstituiert. Ich klammere diese Frage an dieser Stelle aber aus. Vielmehr möchte ich auf ein „Zwischenergebnis“ hinweisen, das sich aus den bisherigen Überlegungen ergibt.

EIN ZWISCHENERGEBNIS

Schechtmans Unterscheidung zwischen Re-Identifizierungsfrage und Charakterisierungsfrage macht deutlich, dass es entscheidend ist, sich bewusst zu machen, welche Bedeutung des Begriffs „personale Identität“ zur Diskussion steht. Wenn unser bewusstes und aktives Selbstverhältnis in den Vordergrund rückt, so kommt der Charakterisierungsfrage eine Vorrangstellung zu. Wenn hingegen danach gefragt wird, anhand welcher Kriterien verschiedene Bewusstseinszustände als eine Einheit aufgefasst werden können und unsere Existenzweise als handelnde Personen in den

Hintergrund tritt, so kommt der Re-Identifizierungsfraue die tragende Rolle zu.


Ähnlich verhält es sich auch in Bezug auf die Hoffnung auf ein Weiterleben nach dem Tod. Die Erschaffung eines perfekten Doppelgängers im Jenseits dürfte wohl als Enttäuschung dieser Hoffnung anzusehen sein. Was wir erhoffen, ist, dass wir auferstehen werden, und nicht eine uns bis ins kleinste Detail ähnliche Person, deren Handlungen und Wesenszüge für uns charakteristisch sind, und die wir uns daher selbst zuschreiben würden. Es ist die Re-Identifizierungsfraue, die an dieser Stelle eine grundlegende Rolle spielt. Dies bedeutet nicht, dass sie die alleinige Rolle einnimmt. Wenn nämlich all unsere Erinnerungen, Wünsche, Überzeugungen und Charakterzüge verloren gehen und wir sozusagen als eine Art „bare particular“ überleben, so dürften wir eine solche Form der Auferstehung kaum als wünschenswert ansehen, da uns alle Brücken zum diesseitigen Leben genommen werden. Auf Details muss an dieser Stelle nicht eingegangen werden; es genügt zu betonen, dass in den zu verhandelnden Fällen genau untersucht werden muss, welche Frage zur Diskussion steht.24

Diese Annahme verhärtet sich angesichts der Feststellung, dass menschliche Personen eine Art „Doppelnatur“ auszeichnet: Einerseits sind wir als Organismen biologischen Persistenzenbedingungen unterworfen, die sich aus einer Beobachter-Perspektive theoretisch untersuchen lassen. Andererseits weisen wir ein psychologisches Leben auf, das sich in unserer Persönlichkeit und Individualität ausdrückt und eine Innenperspektive voraussetzt. Beide Aspekte unseres Daseins sind für menschliche Personen charakteristisch. Im Alltag fällt uns die Verschränkung bei-

der Perspektiven bzw. das Hin- und Herwechseln zwischen ihnen kaum auf, da dieses Phänomen nicht weiter problematisiert wird. In einer theoretischen Untersuchung wie einer metaphysischen Analyse wird aber deutlich, dass nicht beide Aspekte gleichzeitig herausgegriffen und als grundlegend angenommen werden können, da es weder möglich ist, eine übergeordnete Perspektive einzunehmen, welche unsere Doppelnatur gleichzeitig zu erfassen vermag, noch ein Aspekt auf den anderen zurückgeführt werden kann.  

Wird daher in einer metaphysischen Analyse ein Aspekt unseres Daseins ins Zentrum gerückt, wie etwa unsere biologische Natur im Animismus oder unsere psychologische Natur bei anderen Theorietypen, so wird der andere Aspekt nur eine sekundäre Rolle einnehmen können bzw. innerhalb anderer Kontexte begründet werden müssen.

RECHTFERTIGUNG DURCH DIE PRAXIS ALLEIN?


Who would suppose that non-derivative concern for our friends and acquaintances depends for its justification upon substantive metaphysical views about the relation of friendship and the relation of familiarity? Just as these concerns require only the ordinary fact that one has friends and acquaintances, so self-concern seems only to require the ordinary fact that one exists and will exist.  

Verschiedene Vorschläge, worin unsere Identität metaphysisch bestehen könnte, wie die Persistenz menschlicher Organismen oder funktionierender Gehirne, die Existenz immaterieller Seelen oder genügend starke psychologische Verknüpfungen zwischen mentalen Zuständen spielen für die Begründung unserer Praxis deswegen nur eine minimale Rolle, da sich unser Interesse direkt auf menschliche Personen und ihr Verhalten bezieht und nicht auf (mögliche) metaphysische Tatsachen, aus welchen diese bestehen. Unser Begriff der Person spielt sozusagen eine unmittelbare organisatorische Rolle in unseren lebensweltlichen Vollzügen, unabhängig davon, durch welche metaphysische Theorie er „gedeckt“ ist. Wenn wir also in einer metaphysischen Analyse personaler Identität (wie derjenigen Parfits) die Bedeutung, die wir personaler Identität für unsere Praxis zuschreiben, in den herausgearbeiteten metaphysischen Tatsachen nicht wiederfinden, so muss dies nicht zur Schlussfolgerung führen, dass wir ungerechtfertigter Weise personaler Identität jene Bedeutung zuschreiben. Die Bedeutung personaler Identität für unsere Praxis muss nicht notwendigerweise auch ihren metaphysischen Konstituenten direkt zukommen. Johnstons Punkt ist, dass die Begründung personaler Identität primär praktisch und nicht metaphysisch zu erfolgen hat. Der Metaphysik kommt in einem solchen Begründungsverfahren höchstens eine indirekte Rolle zu, insofern sie die Tatsachen aufzuzeigen vermag, die unseren wohletablierten lebensweltlichen Vollzügen zugrunde liegen.

Auf ähnliche Weise hat Christine M. Korsgaard für eine Rechtfertigung personaler Identität aus rein praktischen Gründen plädiert. Die Annahme handelnder Personen, die durch die Zeit hindurch existieren, ist in ihren Augen praktischer Natur. Diese Annahme ergibt sich aus unserer Existenzweise. Ihre Argumentation fußt im Wesentlichen auf folgenden Überlegungen:

Erstens haben wir für unser Handeln nur einen Körper zur Verfügung. Daher müssen wir uns angesichts verschiedener Handlungsmotive, denen wir uns gegenüber sehen, als einheitliche Personen erfahren, welche die

---


Für Korsgaard besteht somit eine begriffliche Verknüpfung zwischen der Fähigkeit zu handeln und der Annahme personaler Identität. Da wir als Handelnde ständig mit praktischen Überlegungen konfrontiert sind, können wir nicht anders als uns auch als Einheiten zu verstehen, die durch die Zeit hindurch identisch sind. Eine metaphysische Analyse personaler Identität mag sich als interessante theoretische Aufgabe erweisen, aber für die Begründung unserer lebensweltlichen Vollzüge erweist sie sich angesichts der soeben dargelegten praktischen Notwendigkeit als überflüssig.28

SCHLUSSFOLGERUNGEN

Die dargelegten Überlegungen ergeben ein komplexes Bild. Die ursprüngliche Annahme, die Aufgabe bestünde darin, die richtige Theorie personaler Identität als Begründung der diskutierten lebensweltlichen Vollzüge ausfindig zu machen, hat sich als vorschnell erwiesen. Kurz seien die Ergebnisse angeführt, die ein solch simplifizierendes Bild in Frage stellen:

(a) Es ist zweifelhaft, ob es die eine richtige Theorie personaler Identität überhaupt gibt. Ein wesentlicher Grund hierfür scheint in unserer natürlichen Konstitution zu liegen, Organismus und Person zu sein. Insofern sieht sich eine metaphysische Theorie der menschlichen Person zwei möglichen Ausgangspunkten gegenüber, die gleichermaßen auf gut begründete Intuitionen verweisen können. Wird entweder unser Organismus- oder unser Person-Sein als grundlegend erachtet, so hat dies zur Folge, dass dem jeweils anderen Aspekt unserer Existenz metaphysisch nur eine sekundäre Rolle zugeschrieben werden kann.

28 Diese Argumentation erinnert an Eric Olson's Position: Dass der Personenbegriff im Animalismus nicht metaphysisch grundgelegt ist, disqualifiziert ihn nicht davon, in anderen Kontexten, wie unserer Praxis, eine grundlegende Funktion einzunehmen.

Es ist also stets genau zu spezifizieren, was eine gewisse Fragestellung motiviert: Ist es die Suche nach den Persistenzbedingungen unserer Konstitution als biologischer Organismus? Handelt es sich um unser Person-Sein in der Zeit? Wird danach gefragt, inwiefern jemand gewisse Entscheidungen, Handlungen und Charakterzüge als seine eigenen versteht, im Gegensatz zu jenen Elementen seiner Existenz, die dem eigenen Handlungsspielraum weitgehend entzogen sind?

(c) Neben einer metaphysischen Begründung unserer Praxis scheinen andere Formen der Begründung möglich zu sein, ohne dass deswegen unsere praktischen Vollzüge als gefährdet anzusehen wären. Johnston und Koorsgaards Ansätze verweisen gezielt nicht auf metaphysische Sachverhalte, sondern sehen unsere praktischen Vollzüge unabhängig davon als begründet an. Olsons Animalismus kommt von metaphysischer Seite her zu einer ähnlichen Schlussfolgerung. Wichtig ist dabei zu sehen, dass auch ohne metaphysische Begründung personaler Identität die entsprechenden lebensweltlichen Vollzüge als gerechtfertigt angesehen werden, denn die grundlegende Funktion personaler Identität für unsere Praxis wird in diesen Ansätzen nicht in Frage gestellt.

(d) Dies führt schließlich zur Frage, wie das Begründungsverhältnis zwischen Metaphysik und lebensweltlicher Praxis gedeutet wird. Parfit geht davon aus, dass aus einer metaphysischen Theorie personaler Identität direkt normative Schlussfolgerungen für die Praxis gezogen werden können. Es ist allerdings keineswegs ausgemacht, dass die Begründung nur in diese Richtung zu erfolgen hat. Der Ausgangspunkt metaphysischer Überlegungen könnte auch unsere Lebenswelt sein, welche metaphysisch expliziert und gestützt werden soll. Die Begründung verläuft dann von
unserer Lebenswelt zur Metaphysik und nicht umgekehrt, und wird in der Folge stärker deskriptiv als revisionär ausgerichtet sein.


Der Duktus dieser Einleitung mag als bezedetes Zeugnis dessen gelten, was Metaphysik zu leisten vermag. Ausgehend von einer relativ klaren theoretischen Annahme wurde rasch deutlich, dass die Frage nach perso-

naler Identität ein sehr komplexes Phänomen darstellt, das auf verschiedene Weisen expliziert werden kann. Die verschiedenen Optionen der Explikation zu kennen und sich ihrer Vorzüge und Grenzen bewusst zu werden, trägt wesentlich dazu bei, sich innerhalb dieser Diskussion zu orientieren und die einzelnen Beiträge derselben in den allgemeinen Diskussionsrahmen einzuordnen.

ZUM AUFBAU DES SAMMELBANDS


Martin Ruchswor unterscheidet zu Beginn in Anlehnung an Michael Quante verschiedene Fragestellungen bezüglich der Identitätsdebatte. In seinem Beitrag hebt er sich kritisch von vorherrschenden naturalistischen Ansätzen ab, indem er vor allem auf sprachphilosophische und hermeneutische Überlegungen aus dem Werk Ludwig Wittgensteins und Charles Taylors zu personaler Identität zurückgreift.

Nils-Frederic Wagner hingegen analysiert im Detail Eric Olsons Animalismus als eine der einflussreichsten naturalistischen Deutungen menschlicher Persistenz. Er weist auf etliche Unzulänglichkeiten dieses Ansatzes hin, ist aber der Ansicht, dass letztlich auch alternative Theorien nicht zu überzeugen vermögen. Dies führt zur Frage, inwieweit die Suche nach einer alle Aspekte unserer Existenz umfassenden Theorie menschlicher Persistenz nicht als ein zu ambitioniertes Projekt anzusehen ist, welches die Philosophie schlichtweg überfordert.

Johannes Haag greift in seinem Beitrag auf transzendentalphilosophische Überlegungen zurück, die sich vornehmlich an Kant orientieren. Er argumentiert dafür, dass die Frage nach der transtemporalen Identität der Person auch die Frage zu thematisieren habe, was die Einheit einer Person konstituiert und ob diese eine zugrundeliegende, einheitsbildende Instanz als Bedingung ihrer Möglichkeit voraussetzt. Obwohl Kant selbst die Grenzen theoretischer Erkenntnis bezüglich dieser Frage sehr eng zieht, lassen sich Postulate über die Identität von Personen geltend machen, die einer metaphysischen Ausfaltung zugänglich sind.

Im zweiten Abschnitt wird die narrative Theorie personaler Identität als Alternative zu biologischen und psychologischen Ansätzen näher untersucht. Ihr explanatorischer Nutzen wird ebenso diskutiert, wie ihre Schwachstellen. Es geht dabei insbesondere um die Frage, ob die narrative Theorie am Ende nicht doch auf Grundannahmen angewiesen ist, die metaphysischen Überlegungen unserer Identität zuzuordnen sind. Insofern würde eine narrative Theorie erst auf einer dieser metaphysischen Debatten nachgeordneten „höherer Ebene“ ansetzen.

Logi Gunnarsson setzt sich in seinem Beitrag vor allem mit der Frage „Wer bin ich wirklich?“ auseinander. Dabei argumentiert er für die These, dass auf diese Frage nicht mit der Angabe eines einheitlichen Kriteriums geantwortet werden kann; vielmehr gibt es verschiedene Kriterien, ab wann ein Merkmal einer Person zentral für sie ist. Insofern ziehen narrative Theorien des Selbst einen zu engen Rahmen, wenn sie nur jene Elemente einer Person als zentral ansehen, welche sich diese explizit im Sinne eines Selbstnarrativs angeeignet hat.

Tim Henning kritisiert die These, dass wir selbst als Produkt narrativer Repräsentationen aufzufassen seien. Die Rolle biographischer Erzählungen für unser Denken und Entscheiden beruht vielmehr auf der Voraussetzung, dass wir bereits eine Identität haben, die es zu entdecken und korrekt zu repräsentieren gilt. Wir sind die Autoren unserer Lebensgeschichte(n), und diese stellen ein Medium der Erkenntnis über die eigene Identität dar. Sie kreieren dabei aber nicht uns selbst, sondern wir erkennen, wer wir sind, und repräsentieren diese Einsicht in narrativer Form.

Cordula Brand zeigt auf, dass narrativen Theorien personaler Identität zweifach interpretierbar sind. Das Konzept der Narration kann einerseits als Kriterium für die Persistenz menschlicher Wesen, andererseits als Kriterium für Personalität interpretiert werden. Brand argumentiert dafür, dass das Konzept der Narration den klassischen Problemen psychischer
Identitätstheorien nicht entgehen kann und daher nur als Kriterium für Personalität verstanden werden sollte.

**Daniel Wehinger** beginnt seinen Beitrag mit Thomas Nagels Überlegungen zur Bedeutung von *token-reflexives*. Dies führt ihn zu der These, dass die Annahme eines nicht-deskriptiven Selbstbewusstseins das Fundament für die Selbstzuschreibung von Beschreibungen darstellt und die Annahme eines nicht-narrativen Selbstbewusstseins Grundlage für die Selbstzuschreibung einer Erzählung ist. Abschließend geht Wehinger auf Lynne Rudder Bakers Personenbegriff ein, wonach Personalität mit der Fähigkeit, sich selbst als sich selbst zu erfassen, zusammenfällt. Er kommt zu dem Schluss, dass Bakers Personenverständnis dem Marya Schechtmans vorzuziehen ist.


Der letzte Abschnitt des Sammelbands behandelt die Beziehung zwischen Metaphysik und praktischen Vollzügen, wie die Sorge um sich selbst oder tiefgreifende Veränderungen im Selbstbild durch Krankheit wie Demenz. Im Vordergrund steht allerdings die theoretische Frage, wie sich das Verhältnis von metaphysischen Theorien und lebensweltlicher Praxis näherhin bestimmen lässt.

**Anne Sophie Spann** zeigt Parallelen auf zwischen der aktuellen metaphysischen Debatte personaler Identität und der Kant’schen Vermutung, dass sich angesichts der Frage transtemporaler Identität die menschliche Vernunft selbst überfordert. Dies wirft die Frage auf, ob die Suche nach einer metaphysischen Erklärung personaler Identität aufgrund mangelnder Erfolgsaussichten zugunsten eines rein praktischen Standpunkts aufgegeben werden soll. Spann argumentiert dafür, dass dies keine gangbare Option ist, wenn man sich nicht dem Verdacht aussetzen will, unser Selbstverständnis als handelnde Personen als bloße Fiktion aufzufassen.

**Georg Gasser** setzt sich in seinem Beitrag mit der Frage auseinander, welche Theorien personaler Identität die persönliche Sorge um die eigene
Zukunft rechtfertigen können. Seine These ist, dass einfache Theorien personaler Identität zwar numerische Identität behaupten können, aber zu unterbestimmt sind, um die zur Diskussion stehende Rechtfertigungsleistung erbringen zu können. Psychologische Kontinuitätstheorien, die nicht einem Parfit'schen Reduktionismus verpflichtet sind, sind hingegen vielversprechende Kandidaten für dieses Unterfangen.

Martina Schmidhuber stellt Überlegungen zur Frage an, ob der Verlust der eigenen Individualität bei einem Patienten mit einer Demenzerkran- kung am Ende dazu führt, dass dieser zu einer anderen Person wird. Schmidhubers These lautet, dass sich durch die Demenzerkrankung die Beziehungen zwischen jenen Elementen der eigenen Individualität, die angeboren, anerzogen und selbst bestimmt sind, sich verschieben. Ähnlich wie in der Kindheit tritt das Element der Abhängigkeit wieder stärker in den Vordergrund, während die Selbstbestimmung in den Hintergrund rückt. Diese Verschiebung ist nicht als Abbruch der eigenen Individualität zu deuten, sondern als Veränderung der Form derselben.

Marc Andree Weber vertritt in seinem Beitrag die These, dass sich aus einer wie auch immer gearteten Antwort auf die metaphysische Frage unserer Persistenzbedingungen keine gehaltvollen Rückschlüsse auf praktische Belange ziehen lassen. Der Grund hierfür liegt darin, dass metaphysisch explizierte Persistenzbedingungen nichts Neues zu praktischen Belangen hinzufügen. Es wird nur dies offensichtlich, was wir durch unsere vortheoretischen Überzeugungen und praktischen Einstellungen in die Bedeutung personaler Identität bereits hineingebaut haben.

LITERATUR


